



UTA-MARIA HEIM

Feierabend

Kriminalroman

Original

GMEINER



WIR HABEN ES ZU LANGE TOTGESCHWIEGEN

Grafeneck reicht – was die Zahl der Opfer betrifft – in 10.654 Familiengeschichten hinein. Zum Tötungspersonal gehörten etwa 80 bis 100 Personen, ohne die Reinigungskräfte und Busfahrer. Zigtausend Verwandte und Nachfahren dürften von dem, was dort geschehen ist, betroffen sein – bis heute. Und oftmals, ohne etwas davon zu wissen. Am 6. November 1940 berichtete der Stuttgarter Oberlandesgerichtspräsident dem Reichsjustizminister, dass ›die Ausmerzung Geisteskranker in Grafeneck‹ in der Bevölkerung eine ernstliche Unruhe verursache. Selbst Kinder würden derartige Mitteilungen von der Schule oder der Straße nach Hause bringen. Nicht nur wegen der Proteste, sondern vor allem, weil der anvisierte Personenkreis aus Behinderteneinrichtungen und Psychiatrien in Württemberg, Baden und Bayern vergast war, schloss Himmler im Dezember 1940 die Tötungsanstalt Schloss Grafeneck.

Nach 1945 wurde der industrielle Mord in Grafeneck im heutigen Landkreis Reutlingen verdrängt und tabuisiert. Viele Namen sind nicht bekannt, das genaue Schicksal der Opfer liegt häufig im Dunkeln. Eine Gedenkstätte versucht, wenigstens einen Teil der Anonymität zu entreißen. In den meisten ungeklärten Fällen wird es nicht mehr möglich sein, die Identität der Opfer zu rekonstruieren. Dieses Buch – das weitgehend im Heute spielt – möchte sich an eine fiktive Biografie herantasten und setzt eine erfundene, aber gleichwohl mögliche Geschichte an die Stelle des Totschweigens und Vergessens.

DIXI ET SALVAVI ANIMAM MEAM

»Neben dem tiefen Dank, der uns gegen Gott, gegen Führer und Wehrmacht bewegt, konnte ich die Sorge nicht verschweigen, die auf allen christlichen Volksgenossen liegt angesichts so mancher Äusserungen und Handlungen in der letzten Zeit. [...] Eine weitere schwere Belastung für viele christliche Kreise sind die Massnahmen zur Lebensvernichtung, die gegenwärtig auf Anordnung des Reichsverteidigungsrats gegen Pfléglinge der staatlichen und privaten Heilanstalten ergriffen werden.«

[...]

»Durch zahlreiche Anfragen aus Stadt und Land und aus den verschiedensten Kreisen veranlaßt, halte ich es für meine Pflicht, die Reichsregierung darauf aufmerksam zu machen, dass in unserem kleinen Lande diese Sache ganz grosses Aufsehen erregt. Zunächst einmal deshalb, weil sich eine der in Betracht kommenden Anstalten, das Schloss Grafeneck, in welcher die Pfléglinge eingeliefert werden und wo ein Krematorium und ein Standesamt errichtet worden ist, in Württemberg befindet. Grafeneck ist Eigentum einer Anstalt der Inneren Mission, der Samariterstiftung, die an verschiedenen Orten körperlich und geistig Behinderte seit vielen Jahren aufnimmt und verpflegt. Sie wurde bei Kriegsausbruch auf Weisung des württ. Innenministeriums in das Kloster Reutte in Oberschwaben verlegt; [...]. Das Schloß liegt auf einer Anhöhe der schwäbischen Alb inmitten eines spärlich bewohnten Waldgebiets. Umso aufmerksamer verfolgt die Bevölkerung der Umgegend die Vorgänge, die sich dort abspielen. Die Krankentransporte, die auf dem kleinen Bahnhof bei Marbach a.L. ausgeladen wurden, die Autobusse mit undurchsichtigen Fenstern,

die die Kranken von entfernten Bahnhöfen oder unmittelbar von den Anstalten bringen, der aus dem Krematorium aufsteigende Rauch, der auch auf grössere Entfernungen wahrgenommen werden kann, – dies alles erregt die Gemüter um so mehr, als niemand Zutritt zu dem Schloß bekommt.«

[...]

»Dass ein Volk für seine Existenz kämpft und dass keiner zu gut ist, um in diesem Existenzkampf sein Leben einzusetzen, das dürfen wir als Gottes Willen und Gebot ansehen; dass aber das Leben Schwacher und Wehrloser vernichtet wird, nicht weil sie eine Gefahr für uns sind, sondern weil wir dessen überdrüssig sind, sie zu ernähren und zu pflegen – das ist gegen Gottes Gebot.«

[...]

»Wenn die Jugend sieht, daß dem Staat das Leben nicht mehr heilig ist, welche Folgerungen wird sie daraus für das Privatleben ziehen? Kann nicht jedes Rohheitsverbrechen damit begründet werden, daß für den Betreffenden die Beseitigung eines anderen von Nutzen war? Auf dieser schiefen Ebene gibt es kein Halten mehr. [...] Entweder erkennt auch der nationalsozialistische Staat die Grenzen an, die ihm von Gott gesetzt sind, oder er begünstigt einen Sittenverfall, der auch den Verfall des Staates nach sich ziehen würde.«

Theophil Wurm, Bischof der Württembergischen Evangelischen Landeskirche

Am 6. Juli 1940 geht ein Schreiben an den Reichsminister für kirchliche Angelegenheiten, Kerrl, am 19. Juli an den Reichsinnenminister Frick, am 25. Juli an den Chef der Reichskanzlei, Heinrich Lammers, am 23. August an Reichsjustizminister Gürtner, am 9. September an den württembergischen Reichsstatthalter Murr, am 21. September an den Staatssekretär Conti im Reichsinnenministerium, am gleichen Tag an Ministerialdirektor Dill im Württembergischen Innenministerium, am 22. Oktober an den Befehlshaber des Wehrkreises V in Stuttgart, General Osswald. Ende Oktober verfasst Landesbischof Wurm eine Denkschrift für das Oberkommando der Wehrmacht über Planwirtschaftliche Maßnahmen in Heil- und Pflegeanstalten.

1940

Die Leiche trieb langsam flussabwärts. Sie lag auf dem Bauch und war vollständig bekleidet. Die Tote hatte eine helle Baumwollbluse an, weiße Strümpfe und Schnalenschuhe. Der getupfte Glockenrock war nach oben gerutscht und entblößte dickliche graugrüne Schenkel, aber die Strümpfe saßen perfekt. Es musste das Sonntagsgewand sein, denn kein Mensch trug im Hochsommer Schuhe und Strümpfe. Das dunkle Haar war bubikopf-kurz und schwamm leicht hin auf dem Wasser. Die Arme hielt das Mädchen oder die junge Frau ausgestreckt nach beiden Seiten. An den Händen hatte sich die Waschhaut abgelöst. Doch die weißen Finger bewegten sich, als lebten sie und klimperten verzärtelt auf der Wasseroberfläche. In der Luft hing ein Ton, der sich nicht fing. Dahinter das zuverlässige Sirren einer Grille. Entfernt landeten auf dem Wasser ein paar Enten. Sonst war es still. Fischmäuler schienen an der Leiche zu schnuppern. Ein Schwarm kleiner Fische schwamm neben ihr her. So dümpelte sie dahin mit der Strömung, schaukelnd, taumelnd und eins mit dem Wasser und der Landschaft.

Die Leiche passte so gut in die Gegend, als gehörte sie dorthin. Das Bild wäre ärmer gewesen ohne sie, weitaus ärmer, weniger idyllisch, eigentlich nichts wert. Es ist, dachte Hildegard, als schwämme die Tote schon immer auf dem Wasser, Welch ein Frieden, dann entdeckte sie die Armee von Fischen. Sie schrie kurz und spitz. Hildegard hielt sich die Hand vor den Mund, weil sie gelernt hatte, keinen Mucks zu tun, der nicht erlaubt war, unter keinen Umständen. Sie wandte das Gesicht ab von dem leblosen